

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 95.

Montag, 23. April.

1928.

(1. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

Er zog die Mühe und trat langsam näher. In den pergamentartig verwitterten Zügen zuckten hundert Falten und Runzeln. Mochte er sich auch vor den hohen Herren des Schiedsgerichts zusammenreißen — völlig konnte er seine tiefe Erregung doch nicht meistern. Denn schließlich hatte er eins seiner besten Pferde doch nicht deshalb auf die Minute fertig gemacht, daß es um solcher Schandtaten willen eines der höchst dotierten und klassischsten Rennen verlor.

Der Herzog von Hohenangern löste sich aus dem Hintergrunde des Wageraumes, wo er sich bisher stumm zurückgehalten.

„Was haben Sie denn, Vohse? Wollen Sie mich sprechen?“

„Jawohl, Hoheit.“ — Der Alte versuchte so etwas wie eine Verbeugung, während er seine zur Faust geschlossene linke Hand vor die Brust gepreßt hielt. — „Heut' mittag nämlich hab' ich in der Box von „Toreador“ was gefunden. Reinweg aus dem Gedächtnis war's mir schon gekommen. Aber wie ich das da draußen auf dem Kurs mit ansah — wie dem Baudet der Satteltgurt beim Finish riß, was noch nie vorgekommen war und wofür ich auch überhaupt keine Erklärung sonst weiß...“ Er drohte den Faden zu verlieren und räusperte sich verlegen... „Vielleicht ist das doch nun von Wichtigkeit?“

„Was meinen Sie denn? Und wovon sprechen Sie überhaupt?“ fragte der Herzog nervös.

„Von dem Ding, das ich heut' morgen in der Box vom „Toreador“ gefunden habe, Hoheit...“ wiederholte der Futtermeister umständlich. „Hier ist es.“

Er öffnete die Faust.

In seiner schwierigen Handfläche lag eine goldene Krawattennadel, die einen von Brillanten umgebenen Topas zeigte.

„In der Box von „Toreador“ haben Sie die Nadel gefunden...“ knarrte die Stimme des Grafen Binnstow.

„Jawohl, als ich das letztmal vor dem Rennen füttern ließ.“

„Wo lag sie denn da?“

„Gleich oben auf im Stroh, ich trat mit dem Fuß darauf, bückte mich und hob sie auf.“

Der Geheimrat von Weinsbach mischte sich ein.

„Wer hat denn heute im Laufe des Tages außer Ihnen und Ihrem Stallpersonal die Box noch betreten?“

Fast entsetzt verwahrte sich der Alte:

„Außer meinem Patron kein Mensch natürlich, Herr Geheimrat. Ich werd' doch so kurz vor dem Rennen keinen Fremden an meine Pferde ranlassen.“

Der alte Herr wandte sich an den Herzog.

„Demnach also, Hoheit, bliebe nur der einzige Schluß, daß die Nadel Ihnen selbst gehört?“

Aber das vornehm distinguierte, etwas helltönige Gesicht des Herzogs von Hohenangern zuckte flüchtiges Wetterleuchten.

„Leider ein Trugschluß, Herr Geheimrat. Doch ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Nadel wieder-

holt in der Krawatte eines Herrn gesehen habe, der unter uns in diesem Raum weilte. Ich möchte es jedoch ihm selbst überlassen, sie als sein Eigentum zu reklamieren.“

„Was ich hiermit tue!“... Schneidend scharf sprang die Stimme des Rittmeisters von Yskem in das Schweigen.

Er stand aufgestrafft. Er war sehr bleich. Herausfordernd, fast drohend begegnete sein Blick den vielen Augen, die ihn plötzlich anstarrten — zweifelnd, argwöhnisch, verdutzt, fassungslos. Einen nach dem andern, wie sie da um ihn herumstanden, sah er an; fand überall nur taum verhüllte Ablehnung, fatales Ausweichen. Da rann — wie Bitterkeit und Verachtung — schattenhaftes Zerren um seine schmalen Lippen.

Aber die Stimme klang unverändert scharf und warnend:

„Allerdings, diese Nadel gehört mir. Ich vermißte sie bereits seit gestern abend. Im übrigen genügt es wohl, meine Herren, wenn ich Ihnen hiermit mein Ehrenwort gebe, daß ich nicht mal den Schatten einer Vermutung besitze, wie sie in den Stall des Herzogs von Hohenangern und in die Box seines „Toreador“ geraten ist.“

Stille.

Sekundenlanges Schweigen, das brutal an den Nerven riß.

Dann sagte der alte Geheimrat von Weinsbach:

„Ich ersuche die Anwesenden mit Ausnahme der Herren des Obersten Schiedsgerichts, den Wageraum zu verlassen, sich jedoch draußen zur Verfügung zu halten. Diese letztere Bitte darf ich insbesondere an Sie, Herr von Yskem, richten.“

Der verbeugte sich nur stumm und verließ hinter den anderen das Zimmer.

Draußen brannte er sich eine Zigarette an, rauchte ein paar Züge und warf sie fort.

Die Junifonne flimmerte über dem laubumgrüntem Oval der Rennbahn. Auf dem Sattelplatz und dem Amphitheater der Tribünen drängte sich ein Meer von Menschenleibern. Verwirreter Stimmenbrodem quirlte über den Zehntausenden.

Das Orchester schmetterte irgendeinen faszinierenden Reitermarsch. Auf dem ersten Platz promenierte strahlend und plaudernd seidenumrieselte Frauenschönheit an der Seite gutgekleideter Kavaliere. Der Führer, in dem die Pferde für das erste Rennen nach der Pause im Kreise bewegt wurden, war von Sachverständigen und Turfenthusiasten umlagert. Der Loto klapperte. Und an den Ständen der Buchmacher staunte sich die Phalanx der Schiebewetter.

Bernt von Yskem sah das alles und hörte das alles. Und doch verbrandete es kraftlos an der Schwelle seines Bewußtseins.

Er stand ganz still und sah in den flimmernden Sonnenglast. Der erste Sommertag prangte in Wärme und tausend blühenden Farben. Er aber hatte ein nie bisher gekanntes Gefühl seltsamer Schwere und Kälte in den Gliedern. Wie ein jäher Frostschaer rieselte

„Kena!“ — dachte er, doch der Name der geliebten Frau gewann in dieser Stunde keine Macht über seine düstere Verstörung, sondern zerglitt und verwehte wie ein schemenhaftes Nichts.

Und dann — war es nach Minuten, war es nach Viertelstunden? — vernahm er hinter sich das Öffnen einer Tür, hörte er seinen Namen. Wandte sich um und trat in den Wageraum zurück.

Da standen die fünf Herren des Obersten Schiedsgerichts. Warteten, bis er die Tür wieder hinter sich geschlossen hatte. Schwiegen auch dann noch sekundenlang — als wollten sie ihm Zeit lassen, sich auf das vorzubereiten, was nun kam.

Endlich räusperte sich der Generalkonsul Empsberger, der offensichtlich zum Vorsitz bestimmt war; strich sich über die nur von dünnem Haarwuchs umsäumte Glage, setzte seinen goldgeränderten Kneifer zurecht und reichte unwillkürlich die kleine torpulente Figur.

„Herr Rittmeister von Yskem, ich habe die Pflicht, Sie mit folgender Entscheidung des provisorisch amtierenden Schiedsgerichts der Obersten Rennbehörde bekanntzumachen:

Das Schiedsgericht hat das heute gelaufene Rennen um den „Großen Hanja-Ausgleich“ nachträglich für ungültig erklärt. Sämtliche Betteln werden am Toto zurückgezahlt. Eine nochmalige Austragung des Rennens ist für den letzten Tag der diesjährigen Derbywoche in Aussicht genommen.

Das Schiedsgericht hat ferner mit vier gegen eine Stimme Ihre Pferde von der Bestreitung aller Rennen, soweit sie auf den dem Union-Klub angeschlossenen Bahnen gelaufen werden, solange ausgeschlossen, bis die Affäre des zerschnittenen Sattelgurtes und der Aufwindung Ihrer Krawattennadel in der Box des Hohenangerischen Hengstes „Toreador“ restlos aufgeklärt ist. Dem Endergebnis der weiteren Untersuchung, die in Berlin geführt werden wird, bleiben alle etwaigen sonstigen Maßnahmen vorbehalten. Gegenüber diesen pflichtgemäßen Entscheidungen des Schiedsgerichts, dem es nicht um die Person, sondern lediglich um die Sache geht, steht Ihnen natürlich das statutenmäßige Appellationsrecht zu.“

Darauf hatte Bernt von Yskem keine Antwort gegeben. Die zum Schlage schon geballte Faust hob sich nicht, um dem Generalkonsul Empsberger mitten in die feiste Wange zu schmettern. Der wilde Schrei der Empörung, der sich in seiner Kehle hochwürgen wollte, zersplitterte lautlos auf den Lippen. Stumm verließ er den Wageraum, stumm verließ er die Rennbahn. Stieß irgendwo im Gewühl auf seinen Trainer, herrschte ihn heiser an:

„Sofort alle sechs Pferde nach Berlin zurückverladen!“

Dann verließ er das Horner Moor, das seines Namens und seiner Ehre Niederbruch erlebt hatte. Raste im Auto nach Hamburg zurück. Verließ am Jungfernstieg den Wagen, ging durch die Alsterarkaden am Rathaus vorüber. Wanderte lange durch Straßen, die er nicht kannte, an Menschen vorüber, deren Gesichter gespenstisch an ihm vorbeiglitten. Trieb willenlos im gellend wüsten Wirrsal der Reeperbahn und des abendlichen Sankt Pauli. Später war da — irgendwo in einem ganz anderen Stadtviertel — eine feudal-intime Bar. Jazzgeschämmer. Klappern von Mixerkassettenspieler. Klirren hauchdünner Kristallfische. Knallen gelöster Setzpfropfen. Problematische Männer-typen. Geschminkte und gepuderte Frauen. Krampf-artiger Überdrehung verlogenen fittischen Lebenshungen, dem das brutale Elend im Nacken lauerte. . . . Und fand sich erst wieder, der Bernt von Yskem, als er im aufquellenden jungen Sommermorgen am weitgeöffneten Fenster seines Hotelzimmers der „Vier Jahreszeiten“ stand und mit toten Augen zum Alsterbassin hinüberstarrte.

Da endlich sanken die Schleier stumpfen Dämmerns durch gespenstisches Nirgendwo. In der Brust spürte er einen schneidend scharfen Schmerz, der ihn zusammenriß. Denn nun erst, erst in dieser Stunde

dessen, was geschehen war und noch geschehen würde.

Ahnten denn die Menschen da draußen, was es für einen Rennstallbesitzer und ehemals aktiven Offizier bedeutete, von den Rennbahnen verwiesen zu werden? Daß man ihn damit zu einem Individuum machte, das fortan kein anständiger Mensch mehr mit der Feuerzange anrührte? Daß er ein abgestempelter Verbrecher war, dem man nicht mehr die Hand reichen, den man nicht mehr auf der Straße grüßen durfte? Daß er ausgestoßen war aus seiner bisherigen Rasse — wie ein infam kastrierter Offizier, wie ein disziplinarisch entlassener Beamter, wie ein unwürdiger Agnat, dem man die Führung des Adels aberkannt hatte? Daß sein Platz fortan sein würde bei den Gemiedenen, Beiseitegeschobenen, mißtrauisch Beargwöhnten?

Ahnten die Menschen da draußen, was es bedeutete: Wenn einer heute noch stolz und aufrecht stand und morgen nur noch ein bemalteser Geselle war, dem man nicht mehr über den Weg trauen durfte? —

Ziellos trat er ein paar Schritte in das Zimmer hinein. Brach in einem Sessel am Tisch nieder und legte das Gesicht in die Hände.

Vom deutschen Turf verwiesen!!

Wenige Stunden später schon lärmte der Skandal durch alle Zeitungen.

Keinen Fußtritt mehr ist deine Ehre und dein Name wert, Bernt Yskem — dein schöner, alter, stolzer Name! Gebrandmarkt — abgehalftert — brutal diffamiert.

Zu Ende . . .

(Fortsetzung folgt.)

Blütenschnee.

Schnee und Winternebel sind vergangen
Vor des Lichtes neuentflammter Brunn.
Doch in knospengrünen Zweigen hängen
Farie Schleier noch von Sonnendunst.

Und der Blütenschimmer färbt die Äste
Schneeig weiß wie Silberflederfall.
Dunst- und Schneebehaucht schmückt sich zum Feste
Mit des Winters Prunk durchglanztes All.

Heinrich Pets.

Zu neuen Ufern?

Wir leben in einer Zeit seltsamer Gärung und Entwicklung. Mit einer Kühnheit, die sich getrost an die Seite der kühnen Unternehmungen vergangener Zeiten stellen kann, wirken beherzte Männer für Ziele, die man noch vor kurzem als unerreichbar bezeichnet hat. Und was vor wenigen Jahren als Hirngespinnst von Phantasten erschien, ist heute in greifbare Nähe gerückt. Vor allem sind es Verkehrsprobleme, die den vordringenden Menschengestirb beschäftigen. Verkehrsprobleme anderer Art als zur Zeit, da Alexander sein Weltreich gründete, als Rom von Kontinent zu Kontinent seine Macht spann. Friedlicher gehen die Eroberungen vor sich. Auch die Absichten sind andere, wie sich gar vieles gewandelt hat im Laufe der Jahrtausende, die über das Menschengeschlecht hingezogen sind. Die Kisten, die den Ozean bezwangen und von den Amerikanern zu jubelndem Empfang heimgeholt werden sollen, kommen nicht als Eroberer, wenn auch als Steger. Ihre Lastkraft und die zu immer größerer Vollkommenheit fortschreitende Technik haben ihnen den Sieg ermöglicht über die widrigen Stürme auf dem Weltmeer. Und es gibt wohl keinen, der sich nicht willig beugt vor der kühnen Mannesthat, die hier das Wagnis kalten Nutes unternahm und bestand.

Daneben steht die andere Unternehmung: die ersten Anfänge zum Weltraumstich.

Gemeinsam ist den beiden Unternehmungen die Kühnheit, die Lobesverachtung, das Gemächliche der Pläne, und vor allem das Streben, sich von der niedrigen Erde zu befreien, Raum und Zeit zu bezwingen. Gemeinsam ist ihnen auch, daß sie zunächst keine wirtschaftlichen Vorteile erkennen und bieten können, denn darüber muß man sich klar sein, daß weder der Ozeanflug noch der Flug ins Weltall zunächst Vorteile irgend einer Art bringen werden. Gemeinsam ist ihnen daher das Streben, eine Höchstleistung zu bieten, die Respekt macht. Es wäre töricht, wollte man heute schon dieses Zug der Unternehmungen wegen kleinlich nörgeln, denn niemand kann wissen, ob nicht sie die ersten Schritte bedeuten

haben, die Leben und Güter zu sichern bereit sind für ein Werk, dessen eigentliches Ziel sie ebenso wenig klar vor sich sehen wie die Mitwelt.

Es ist nicht verwunderlich, daß wir heute diese Bestrebung im kleineren Ausmaße fast auf allen Gebieten sehen. Überall will sich Neues anbahnen, überall sucht man nach neuen Ufern, weil die alten Grenzen zu eng erscheinen. Die Wissenschaft ist mit Eifer bemüht, zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, die Kunst laboriert seit Jahren mit Extremen, die Pädagogik sucht Neuland, und so fort. Aber am sinnfälligsten ist es doch auf dem Gebiete der Technik. Und wir alle müssen zugeben, daß uns ihre Taten auch am eindringlichsten find.

Das führt dann aber von selbst die Frage heran, ob damit wirklich alles erschöpft ist, was wir an Neuland suchen können. Sehen wir uns in dem Gewirr der Seitercheinungen um, trachten wir, sie in großen Zügen zu fassen, so können wir nicht leugnen, daß noch unendlich viel zu tun bleibt. In die Ferne streben wir, am Großen der Technik tauschen wir uns, den Sportleistungen jubeln wir zu, und tausend anderen Sensationen rennen wir nach, wenn sie uns so etwas wie Lebensgenuß versprechen. Und darüber vergessen wir das Naheliegende. Es gäbe auch in der Kultur des Kleinen, im engeren Kreise, noch manches Ufer zu suchen und zu finden. Allerdings — da gibt es nichts zu jubeln, keine Lorbeerkränze, keine Millionen zu verdienen. Und wohl deshalb bemüht man sich nicht sonderlich darum, obwohl es gewiß verdienstvoll wäre, wenn man dieses Bemühen nicht verschmähte.

D. S.

Neapel sehen und sterben.

In einer jener prachtvollen Nächte, wie man sie in den Sommermonaten an den Gestaden des Mittelländischen Meeres kennt, hatte der Dampfer „Napoli“ Civitavecchia verlassen und fuhr fast ohne Bewegung, mit Ausnahme des leisen Zitterns, in das die starken Maschinen den Schiffskörper versetzen, über die spiegelglatte See, nach Süden.

Die See ist ruhig und klar, und nur das leise Aufsprudeln des Wassers am Borderteil des Schiffes und die Schaummassen, die die Schiffsschrauben des Dampfers aufwarfen, ließen erkennen, daß das Schiff in Bewegung war.

Das phosphorische Leuchten des Wassers war so stark, daß es schien, das Schiff schwimme in leuchtenden Schleiern, deren Spitzen hinter dem Schiffe eine langbewegte Schleife bilden. Dazu war der Mond aufgegangen und beleuchtete ringsum alles taghell.

In einer solchen Nacht ist alles auf Dea heiter und vergnügt, und die Passagiere des Zwischendecks beneideten die der Kajüten nicht um ihre dumpten Schlafstellen und sahen diese mit Schadenfreude, das Verdeck bestiegen, um es sich auf einer Bank oder einem Liegestuhl bequem zu machen.

Nur wenige von denen, die auf der „Napoli“ fuhrten, blieben in dieser Nacht im Schiffsbau, und selbst die Matrosen suchten nicht ihr Loges auf, sondern blieben, als die Wache vorüber war, auf Deck, steckten ihre kleinen Pfeifen in Brand und stimmten halblaut einige Gefänge an, von dessen Worten man „Babel Italia“ oder „Napoli la magnifica“ verstand.

Der Dampfer hatte schon vor einer halben Stunde scharf die Richtung nach Süden eingeschlagen und näherte sich zusehends dem Lande. Was wir vor und seitwärts des Schiffes als einen Rebellestreifen hielten, wird nun zäher und deutlicher; es ist die Küste von Neapel.

Allmählich verblissen die Sterne, das Phosphorleuchten des Wassers verschwindet, denn der Morgen bricht an. Die gewaltige Herrscherin des Tages duldet keinen anderen Glanz neben sich und will die Erde durch eine sanfte Morgendämmerung auf ihr Kommen vorbereiten.

Der Golf von Neapel gliedert sich in zwei Meeresbuchten, von denen die eine, der „Golf von Ceata“ und der andere von „Baja“ genannt wird. Eine schmale Landzunge zieht sich von „Pascarella“ bis „Aversa“ und bildet gleichzeitig eine enge Durchfahrt als Verbindung zwischen beiden Buchten. In der Meerenge ist das Wasser dunkelblau, die weißen Segel der Fischerboote, die schnell durch die Strömung dahinschießen, leuchten hell in der eben aufgehenden Sonne.

Jetzt erscheint vor uns eine wundervolle Insel; „Ischia“ scheint an uns langsam vorüber zu gleiten. Die Spitze des „Promesas“, dessen Haupt von einer Wolke, einer Krone gleich, umgeben ist, ist bestrahlt von der Morgen Sonne. „Ischia“ ist in den Hintergrund getreten. Jetzt ist das Vorgebirge von „Posillipo“ umschifft und der Dampfer ist in den eigentlichen Golf von Neapel eingelaufen.

Gelbliche Felspartien, von Kaktus überwuchert, steigen

aus dem Meer, oben hell leuchtende Klippen, von riesigen Bäumen umschattet, schweben an uns vorüber. Jetzt erscheint ein Dorf, auf einem vorragenden Felsen gelegen; der Kapitän nennt es „Moriscano“, von dem eine Brücke im großen Bogen an das steil abfallende Ufer führt. Die Häuser des „Posillippos“ erscheinen immer dichter und gehen zuletzt in kompakte Häusermassen der Stadt über, die hier beginnt. Jetzt erscheint vor uns die alte Villa „Reale“ als eine lange Reihe von Bäumen, und das Schiff dampft schon langsam dem Wellenbrecher zu. „Il Vesuvio“ ruft ein Reisender neben mir, und der majestätische Berg, von dem eine kleine Rauchwolke zum Himmel steigt, liegt in seiner ganzen Größe vor uns. Hinter der Stadt sehen wir den „Vomero“, an dessen steilen Hängen, bis hoch hinauf, Häuser und Häusergruppen schweben und dessen Kuppe mit dem „Castello San Elmo“ und dem Kloster „Martino“ gekrönt ist. Rings um die Stadt herum, gegen „Capodimonte“ zu, sehen wir Villen unter Palmen und Zypressen, prachtvolle Gärten, voll der üppigen Fruchtbarkeit. Die gelben und grünen Kuppeln der Kirchen Neapels, die platten Dächer der Häuser mit ihren grünen Granatbüschen, und andere Gewächse des Südens erinnern mich an die orientalischen Städte, die ich in Marokko und Algier gesehen habe.

Noch immer blide ich bewundernd zum Vesuv empor, an dessen Fuße „Refina“, „Portice“, „Torre del Greco“ liegen, wie eine leuchtende Perlenkette, und davor das Meer, so glatt und so hell, daß sich das ganze Panorama in ihm wieder spiegelt. Dort sehen wir „Castellamere“ weiterhin, hell leuchtend umgeben von Orangen- und Zitronengärten, das göttliche „Sorrent“. Dort, schroff abfallend, „Raffa“ und das „Cap di Miserva“ und endlich, wie eine herrliche Wolke goldig gefärbt, am Saume des Horizonts die wundervolle Insel „Capri“. Dies alles umgibt ein ruhiges, von Sonnenstrahlen glitzerndes Meer, über dem der tiefblaue Himmel lacht.

Doch mit dem Anlegen des Dampfers an der Landungsstelle war der unverfälschte Ton der Herrlichkeit verfliegen und ein schmutziges Straßenbild führte mich gleich wieder in die Alltäglichkeit zurück.

Der Geschlagene.

Novelle von J. B. Falck.

In der Halle des großen Hotels debattierte man hiebt über die letzte Pariser Sensation.

Plötzlich entstand ein Stillstehen. Alle sahen mit gespannter Aufmerksamkeit nach der eleganten Erscheinung, die soeben die Hotelhalle betrat. Es war eine Frau von außergewöhnlicher Schönheit, die aller Blicke auf sich zog, aber anscheinend die Aufmerksamkeit, die man ihr schenkte, nicht zu bemerken schien. Ohne aufzusehen ging sie auf den Hotelmanager zu, der wie ein Taschenmesser vor ihr zusammenklappte. Dann verschwand sie, und einige Dukend Augen starrten wohl noch eine halbe Minute lang auf die Tür, durch die sie hinausgegangen war.

Ein halb spöttisches, halb mitteilbares Lachen brachte die Herren an dem Tisch, an dem die Diskussion so plötzlich unterbrochen worden war, in die Wirklichkeit zurück, und erstaunt sahen sie den Mann an, der sich anscheinend über ihre Bemerkung amüsierte.

Es war Bernier, den sie mehr aus Mitleid in ihren Kreis aufgenommen hatten. Denn Bernier war ein Vogelpogel, mit dem sie zufällig während ihres Aufenthaltes im Hotel Spenid in Deauville zusammengetroffen waren. Sein avatlisches, melancholisches Aussehen hatte ihre Aufmerksamkeit erregt, und man hatte eine gewisse Sympathie für den stillen Menschen gefaßt, der so gar nicht in dieses mondäne Milieu paßte. Meistens hörte er schweigend ihren Gesprächen zu, und nur selten sah man ihn wirklich fröhlich, so daß sein Lachen sie mit Recht verwundert aufsehen ließ.

Sofort legte sich sein Gesicht wieder in Falten, und mit der ihm eigenen leisen Stimme sagte er: „Ich sehe, daß mein ironisches Lachen Ihre Verwunderung, vielleicht sogar Argernis erregt. Aber ich lachte nicht ohne Grund. Seit Jahren besuche ich regelmäßig Deauville, und es gab eine Zeit wo ich ebenso wie Sie mit dem Gelde werfen konnte. Das war ... als ich Sie kennen lernte. Denn auch Sie erschienen hier jedes Jahr, gewöhnlich für einen Monat. Sie ist das kälteste, egoistischste Wesen, das es gibt. Als ich ihr zum erstenmal begegnete, hatte sie schon viele unglücklich gemacht. Einen Augenblick hoffte ich, daß sie für mich etwas mehr fühlen würde als für alle meine Vorgänger. Falls ich gerechnet! Obwohl ich Unannehmlichkeiten für Sie ausging, gestand sie mir kaum zu, daß ich Ihre Finger指尖en berührte. Und als ich nur noch einige tausend Franken besaß, drehte sie mir den Rücken ... um einen anderen glücklich zu machen!

Dennoch kam ich jedes Jahr wieder hierher zurück. Ein Jahr lang sparte ich, vegetierte ich, um hier einen Monat zu bringen zu können. Warum?" — Er suchte die Achseln. — "Ich hasse sie, und doch komme ich her, wenn sie hier ist. Und jedes Jahr merke ich wieder, daß sie alle vergebens schmachten läßt. Ist es da ein Wunder, daß ich lache, wenn ich lache, wenn ich sehe, wie jeder der herzlosen Frau mit Verehrung nachstarrt...?"

Wieder spielte ein leichtes Lächeln um Berniers Mund. "Ich glaube nicht, daß die Frau irgend eines Gefühles fähig ist", schloß er.

Legrand, der Don Juan der Gesellschaft, lachte. Bedächtig kniff er die Augen halb zu und sah dann Bernier mitteilend an: "Und doch wette ich mit Ihnen", sagte er langsam, "daß die Frau in zwei Wochen die meine sein wird."

Wieder lachte Bernier. "Die Wette ist abgeschlossen", antwortete er, "also ein paar Flaschen Champagner." "Einverstanden", sagte Legrand kurz. "Sie haben im Voraus verloren, lieber Freund!"

Mit seiner bekannten Gewandtheit und Energie hatte Legrand sehr bald die Bekanntschaft der bezaubernden Charlotte des Vascelles gemacht, und es schien, als ob sie seiner Bewunderung gegenüber nicht unempfindlich bliebe.

Man sah sie ständig zusammen, und mit jedem Tage wurde Legrands Haltung selbstbewusster, und ihre hochmütige Kälte schien immer mehr zu verschwinden.

Als sie an einem schönen Abend mit ihm auf das Rauschen des Meeres lauschte, war sie sehr still und gab ihm auf seine Fragen kaum Antwort. Und als er sie fragte, was ihr fehle, und nicht nachließ, sie zu bitten, ihm zu sagen, was sie quäle, wandte sie das Gesicht von ihm ab, und betete unhörbar flüsternd: "Morgen reise ich ab; wir müssen für immer voneinander Abschied nehmen."

Entsetzt ergriff er ihre Hand. "Aber warum? Was ist geschehen, daß Sie so plötzlich abreisen wollen? Sie wollten doch einen Monat hier bleiben?"

Einen Augenblick schien sie zu zögern, dann sprach sie hastig, als ob sie so schnell wie möglich eine unangenehme Aufgabe erledigen müßte: "Ich habe heute von meinem Bankier sehr schlechte Nachrichten erhalten. Die Effekten, die er für mich verwaltet, sind stark gesunken, so daß ich zahlen muß, um zu verhindern, daß sie verkauft werden. Durch einige falsche Spekulationen bin ich jedoch knapp mit meinem Gelde, so daß mir nichts übrig bleibt, als meine Juwelen zu verkaufen, um eine Katastrophe zu verhindern. Meinen Aufenthalt hier muß ich natürlich abbrechen. Selbst im günstigsten Falle, das heißt, wenn die Kurse der Papiere wieder steigen, werde ich doch meine Lebensweise ändern müssen, in Anbetracht der Verluste, die ich erlitten habe."

Legrands Gesicht hatte sich aufgeklärt: "Wie viel glauben Sie, nötig zu haben?" fragte er lässlich.

"Hunderttausend Franken", antwortete sie. "Aber die kann und darf ich von Ihnen nicht annehmen", fügte sie schnell hinzu, seine Absicht erratend. "Ich finde es sehr lieb von Ihnen, aber es geht nicht."

"Auch wenn ich Sie bitte, meine Frau zu werden?" fragte er, und ein Zittern in seiner Stimme verriet seine Erregung.

Noch schien sie zu zögern, dann ließ sie willig zu, daß er ihr einen Ring auf den Finger schob. Und spontan zog sie den prachtvollen Ring mit den Saphiren, den man allgemein bei ihr bewundert hatte, ab und steckte ihn an seinen kleinen Finger.

Mit einem pfiffigen Lächeln nahm Legrand am Tisch seiner Freunde Platz. "Sie haben verloren, Bernier!" sagte er ironisch. "Wollen Sie den Champagner bestellen?"

Mit großen Augen sahen die Freunde auf Legrands Hand, an dem Charlottes Ring, den sie so gut kannten, funkelte. Rässig reichte Legrand ihnen den Ring, um ihn bewundern zu lassen. "In einem Monat heiraten wir", sagte er ruhig. Alle wünschten ihm Glück. Dann gingen ihre Blicke zu Bernier, der wie abwesend auf den kostbaren Ring starrte. Sein Gesicht war starr, als er ihn Legrand wieder zurückgab. Und die Freunde begriffen, daß Bernier, trotz allem, immer noch gekostet hatte... Nun war er geschlagen. Es wunderte niemand, daß er am nächsten Tage das Hotel verließ!

Zwei Tage später saßen in einem Hotel zu Pontresina Charlotte Vascelles und... Bernier. In ihrem Finger funkelte der Ring mit den Saphiren. "Hast du schon wieder jemand auf dem Korb, Charles?" fragte sie. "Diesmal verlor ich zweihunderttausend. Und denke daran, daß du bald eine neue Imitation des Ringes bestellst!"

(Verrechtigte Übersetzung von Louise Blocher-Glaser.)

Reise u. Verkehr

Der „Rheingold“-Expreß. Dem bordeauxroten Zug, der mit den neuen Schlaf- und Speisewagen der Mitropa während des Winters dem Verkehr Berlin-Frankfurt-Schweiz diente, wird am 15. Mai 1928 der violette Zug auf der Rheinialstraße von Holland über Deutschland nach der Schweiz folgen. Sämtliche Wagen dieses Zuges, der den Namen „Rheingold“ erhält, sind bis zur Fensterbrüstung violett gestrichen. Die Fensterfront ist in Cremeion gehalten, das Wagendach silbergrau; auch die Gepäckwagen erhalten violetten Anstrich. Dieser schon äußerlich höchst elegante Zug zeigt auch im Innern der Wagen ein Bild vollkommenster Bequemlichkeit für den Reisenden. Die Wagen des Expreßzuges sind die größten im Besitz der Reichsbahn befindlichen Fahrzeuge; sie sind ganz aus Stahl gebaut und bieten daher die praktisch höchst erreichbare Sicherheit für den Reisenden. Neuartige Drehgestelle ermöglichen einen auch bei hoher Zuggeschwindigkeit in jeder Beziehung einwandfreien Lauf. Der EFD-Zug enthält Wagen 1. und 2. Klasse. In den Wagen 1. Klasse sind sowohl größere Saalräume zu gemeinschaftlichem Aufenthalt, als auch kleinere Abteile zu 4 und zu 2 Plätzen vorgesehen. Als Sitzplätze dienen in der 1. Klasse Einzelpolsteressel, die mit hohen Rückenlehnen versehen und verschiebbar sind. Sowohl in den Einzelabteilen wie im Saalraum sind sie um einen Tisch herum angeordnet. Die Wagen der 2. Klasse enthalten je 2 Saalräume. Als Sitzplätze dienen hier fest eingebaute, bequeme Polsteressel mit hoher Rückenlehne, die an der einen Wagenlängswand zu je 4 Plätzen an einem Fenstertisch und an der gegenüberliegenden Wagenlängswand zu je 2 Plätzen ebenfalls um einen Tisch angeordnet sind; also ähnlich wie in den Speisewagen, nur mit bequemerer Sesseln. Das Handgepäck der Reisenden kann in einem besonderen Gepäckraum jedes Wagens untergebracht werden; außerdem steht aber jedem Reisenden an seinem Sitzplatz ein Gepäcknetz zur Verfügung. Je zwei Wagen haben eine Küche, die von der Mitropa bedient wird und den Reisenden jederzeit die gewünschten Speisen an ihren Sitzplätzen serviert. Den beschwerlichen Weg zum Speisewagen braucht man daher in diesem Zug nicht mehr zu unternehmen. Der Reisende soll es nicht nur bequem haben, er soll auch während der Eisenbahnfahrt in den neuen Wagen sich fast wie zu Hause fühlen. Die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft hat daher die einzelnen Räume der Wagen von namhaften deutschen Künstlern entwerfen lassen und ihnen mannigfache Unterschiede in Stoff, Form und Farbe gegeben. Jeder Reisende kann sich das Wagenabteil aussuchen, das seinem Geschmack entspricht. Für die Hygiene sorgen warmes und kaltes Waschwasser in den Aborten, für ausreichende Lüftung Dedentlüfter und in den Saalräumen kräftig wirkende Dedentventilatoren. Bei Eintritt von Kälte können die Wagen durch Dampfheizung wie durch elektrische Heizung mit Gleich- und Wechselstrom rasch erwärmt werden. Der internationale Reiseverkehr von Holland durch Deutschland nach der Schweiz erfährt durch die Einstellung des „Rheingold“-Expreß am 15. Mai 1928 einen neuen Anreiz und zweifellos eine starke Belebung, denn es kostet kaum wesentlich mehr, mit diesem besonders schnellen Zuge zu fahren als mit anderen Schnellzügen. Der Reisende zahlt nur einen Zuschlag von 3 Mark in der 1. Klasse und von 2 Mark in der 2. Klasse zu den bisher gültigen EFD-Zusatzpreisen.

Scherz und Spott

Macht der Gewohnheit. „Wie stellt sich denn der junge Mann aus der Großstadt an, den Sie kürzlich eingestellt haben“, fragt man einen biederen Landmann. — „Ach“, erwidert der, „der Mann war früher Chauffeur, und neulich fand ich ihn, wie er unter einen Ochsen gekrochen war, um festzustellen, warum er nicht weitergehen wollte.“

Galonisch. Man hatte ihm nahegelegt, die Rede auf den Jubilar zu halten, und ihm eingeschärft, so kurz wie möglich zu sein. „Ich bin aufgefordert worden“, sagte er, als er sich erhob, „das Hoch auf unsern lieben Freund Müller auszubringen, und man hat mir zugleich gesagt, daß je weniger von ihm gesprochen wird, desto besser.“

Der Philosoph. Was möchten Sie lieber haben: eine Million oder zwölf Töchter. — „Zwölf Töchter.“ — „Ja, wieso denn?“ — „Habe ich erst eine Million, dann will ich immer noch mehr, aber habe ich zwölf Töchter, dann habe ich genug.“